

**Zeitschrift:** Blätter der Thomas Mann Gesellschaft Zürich  
**Herausgeber:** Thomas Mann Gesellschaft Zürich  
**Band:** 33 (2008-2009)

**Artikel:** "Auch ist alles Vergängliche mir nur ein Gleichnis" : Thomas Manns Verhältnis zu Geld und Besitz  
**Autor:** Schirnding, Albert von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-1052895>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 03.04.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# „Auch ist alles Vergängliche mir nur ein Gleichnis“ Thomas Manns Verhältnis zu Geld und Besitz

Albert von Schirnding

Glockenschall, Glockenschwall über der Züristadt, dem „trauten Ort“, es läutet von der „minderen“ Stadt links der Limmat und ihrer ältesten Pfarrkirche St. Peter, von der „mehreren“ Stadt zur Rechten mit den Glocken des Doppelturms vom Grossmünster. Wer läutet? Wer anders als der Geist der Erzählung. Aber was für ein Geist welcher Erzählung? Es ist der Geist des Hervorbringers eines in diesem Jahr einhundert Jahre alten, erstaunlich unverstaubt gebliebenen Kunstgespinsts, des Romans *Königliche Hoheit*. Zwar scheint uns nichts ferner zu liegen als ein Hofroman von anno dazumal, aus jener hochgradig verflossenen Vorkriegs-Ära, als es in Deutschland noch regierende Fürsten gab. Und er wäre ja auch zusammen mit jenem Zeitalter rettungslos untergegangen, wenn nicht das Ganze und alle Einzelzüge, aus denen die Erzählung komponiert ist, etwas anderes meinten und besagten als das, was geschildert, wovon erzählt wird: das Personal und die Probleme eines hochverschuldeten Großherzogtums. Es handelt sich bekanntlich um eine poetische Allegorie. Die Allegorie dispensiert keineswegs von der Notwendigkeit einer bis ins kleinste Detail ausgefeilten realistischen Darstellung. Erst im vollkommen Sicht- und Greifbaren, in einer auf die Spitze getriebenen Zeichnung des Besonderen kommt – vielleicht – das mythische Muster zum Vorschein. Die Todesboten im *Tod in Venedig* verlören ihre Unheimlichkeit, wenn der Mann im Basthut, der falsche Jüngling auf dem Schiff, der konzessionslose Gondoliere, der grimassierende Bettelvirtuose unter der Hotelterrasse um ein Haar weniger individuell gezeichnet wären.

In *Königliche Hoheit* geht es nicht um den Tod, sondern um das Leben: das persönliche sowohl wie das allgemeine. Handlung ist einerseits die Erlösung zweier in ihrer dem Gewöhnlichen entrückten, zur Einsamkeit, also zur Lebensferne verurteilten Menschen durch ihr als romantische Liebesgeschichte erzähltes Zueinanderfinden, andererseits die ganz unromantische Sanierung eines maroden Staatswesens durch diese Liebe. Was zunächst wie eine allzu umständlich gemalte Kulisse für die Inszenierung dieser Romanze wirkt, entpuppt sich gegen Ende des Buches als eine Hauptsache, der die Liebe als Mittel zu ihrer Realisierung dient. Politik und Liebe sind ineinander verschränkt. Und dabei spielt das Geld eine entscheidende Rolle.

Was im *Tod in Venedig*, was in den *Josephs*-Romanen Mythos sein wird, ist in der *Königlichen Hoheit* Märchen. Es durfte, wenn es plausibel wirken sollte, gerade nicht als Märchen erzählt werden. Gefragt war die Akribie eines bis zur Perfektion

entwickelten naturalistischen Handwerks. Zugleich sind Romantik und Realismus in ihr jeweiliges Extrem getrieben – um der Spannkraft der Synthese willen. Hier die Weissagung der Zigeunerin und die erlösungsbedürftigen Blüten des alten Rosenstocks, dort die Nationalökonomie. (Der ebenfalls nur zu sehr erlösungsbedürftige Zustand des Landes mutet, nebenbei gesagt, unheimlich aktuell an. Vom „ganzen Jammer unserer Finanzgebarung“ ist die Rede – das Possesivpronomen lädt auch den heutigen Leser zur Identifizierung ein.)

Nicht von ungefähr hat der Autor den Umgang der Bewohner seines Großherzogtums mit dem Wald als ein hervorstechendes Indiz für die fatale Lage des Landes gewählt. Der Wald – ein Lieblingswort des Dichters des „Taugenichts“, Urort des Märchens und Zufluchtsort der vom technischen Fortschritt beleidigten Seele, Inbegriff dessen, was in Deutschland Heimat heißt: „Das Volk liebte seinen Wald. [...] Es hing an dem Wald seines Landes mit den Kräften seines Gemütes, er lebte in seinen Liedern, er war den Künstlern, die es hervorbrachte, Ursprung und Heimat ihrer Eingebungen [...].“ In der Roman-Vorzeit, im wieder herzustellenden, wenn nicht goldenen, so doch intakten Zeitalter vor dem wirtschaftlichen Niedergang funktionierte auch noch die Synthese: „...und nicht nur im Hinblick auf Gaben des Geistes und er Seele, die er spendete, war er [der Wald] füglich der Gegenstand volkstümlicher Dankbarkeit. Die Armen lasen ihr Brennholz im Walde, er schenkte es ihnen, sie hatten es frei. Sie gingen gebückt, sie sammelten allerlei Beeren und Pilze zwischen seinen Stämmen und hatten ein wenig Verdienst davon. Das war nicht alles. Das Volk sah ein, daß sein Wald auf die Witterungsbeschaffenheit und gesundheitlichen Verhältnisse des Landes vom entscheidendsten günstigen Einfluß war“. Nun geht, die Zäsur, den Umschwung zum Verfall anzeigend, der Indikativ in den Konjunktiv, der Realis in den Irrealis über: „und kurz, dies nicht sehr betriebsame und fortgeschrittene Volk hätte begreifen müssen, daß der Wald den wichtigsten Vorzug, den auf jede Art ergiebigsten Stammbesitz des Landes bedeutete.“

Das Ausmaß der Verderbtheit wird fassbar in dem rücksichtslosen Raubbau, dem dieser kostbarste Besitz ausgesetzt ist – „aus rein fiskalischen Gründen“, die „bei Lichte betrachtet“ nur den einen Grund und Zweck hatten, Geld zu machen. „Denn das Geld war’s, woran es fehlte.“ Es bleibt bei jeder wiederholten Lektüre des Romans aufs neue bewundernswert, mit welcher detailgenauen Sachkunde der Autor den staatlich geduldeten, ja geförderten Frevel mit seinen für Land und Volk höchst nachteiligen Folgen beschreibt – ich kann es, da ich selbst einen mir per Erbschaft zugefallenen Forstbetrieb leiten muss (wobei ich allerdings auch ein wenig die Rolle von Fimmelgottlieb spiele), einigermaßen beurteilen. Woher, fragt man sich, hat er nur diese weitreichenden und profunden, aller Schöngeistigkeit so ganz abholden Kenntnisse von Staatsverwaltung und Finanzierungsproblemen, die zudem nur einen Teil der unpoetischen, für die Inszenierung des Märchens unerlässlichen Realien bilden? Recherchen über Hofrangordnung, Hofveranstal-

tungen, fürstliche Interieurs, Repräsentationsgelegenheiten, den Bildungsgang eines Prinzen, Verfassungs-, Regierungs-, Verwaltungsfragen kommen hinzu. Hat er denn wenigstens Nationalökonomie studiert?

Die überraschende Antwort lautet zunächst: Er hat. Überraschend freilich nur für den, der das von Yvonne Schmidlin und Thomas Sprecher musterhaft editierte und kommentierte *Collegheft* unseres seinerzeit neunzehn- und zwanzigjährigen Dichters in spe nicht kennt. Der jüngst zugezogene Münchner hatte in der technischen Hochschule als Gasthörer einige Vorlesungen belegt und hörte im Wintersemester 94/95 den berühmten Professor Max Haushofer über Nationalökonomie. An den in Lübeck zurückgebliebenen Schulkameraden Otto Grautoff schrieb er im November 1894: „Ich höre Kunstgeschichte, Nationalökonomie, Literaturgeschichte, Ästhetik und über Shakespeare's Tragödien“. Fast am interessantesten von allem sei – „sollte man's glauben!“ – die Nationalökonomie. „Er faßt sie als moderne und moralische Wissenschaft auf, und seine Vorträge haben oft sehr philosophisch-tiefe Momente.“ Spuren des Gehörten und teilweise Mitgeschriebenen finden sich in *Buddenbrooks*, im *Zauberberg* in den Gesprächen zwischen Naphta und Settembrini, im Krull, vor allem aber in *Königliche Hoheit*. Der Kaufmannssohn hatte bei Haushofer einiges über Volkswirtschaft, Steuerwesen, Kreditbeschaffung, Staatsanleihen und Schuldentilgung gelernt und wusste es ein gutes Jahrzehnt später zu verwenden. Der Ehrgeiz des Erzählers Thomas Mann ging dahin, harte Brocken aus der Welt der Wissenschaften so in sein poetisches Universum einzuschmelzen, dass sich Stroh in Gold verwandelte. Was für andere spezifische Realien galt, traf erst recht auf die sperrigste, dem Reich der Phantasie am fernsten gelegene Sache zu: die Gesetze der Wirtschaft und des Geldes. Dem Leser sollte es aber ergehen wie Klaus Heinrich, der beim Studium von Handbüchern der Finanzwissenschaft und der politischen Ökonomie zuweilen den Kopf vom Buche hebt und lächelnd träumt von dem, was er da erfahren hat, „als sei es die bunteste Poesie“.

Klaus Heinrich meint es ernst. Bei dem Ballen Bücher, mit denen er sich in seinem Kabinett einschließt, handelt es sich um „Werke von nüchternem und schulbuchmäßigem Aussehen, mit Glanzpapierbacken, unschön geschmückten Lederrücken und rauhem Papier, auf welchem der Inhalt peinlich nach Abschnitten, Hauptabteilungen, Unterabteilungen und Paragraphen angeordnet“ ist. Ihre Titel sind nicht heiter. Die Aneignung ihres Lehrstoffs ist des Prinzen erster entschlossener Vorstoß in die rauhe Welt der Tatsachen, sein Ausbruch aus der Scheinwelt seines „hohen Berufs“ ins wirkliche Leben. Er ist die Voraussetzung für das Gelingen des Verlobungsgesprächs. Ohne diese Studien hätte sich Imma nicht entschließen können, ihm zu vertrauen. Noch einmal: Der gute Ausgang der heiklen Liebesgeschichte und der schweren Finanzkrise hängt daran, dass Klaus Heinrich es mit seinem Studium ernst meint.

Der Dichter meint es nicht ernst, nicht in diesem Sinne, er spielt. Wie sein bürgerliches Alter Ego das Gasthörer-dasein, das in kein Examen münden sollte,

münden konnte, auf die leichte Schulter nahm, als nicht ganz wertlosen Zeitvertreib im Wartezustand auf das Eigentliche, den Künstlerberuf, so handelte der Dichter als Königliche Hoheit beziehungsweise als Hochstapler. „Versteht er [nämlich der Künstler] sich nicht auf das Blenden?“, lesen wir in den *Betrachtungen eines Unpolitischen*. „Weiß er nicht aus wenigem viel zu machen, [...]? Sachkenntnis zu schauspielern: gehört das nicht am Ende zu seinen Grundtrieben? Als Romanschreiber zum Beispiel, - legt er dir nicht, wenn's ihm die Komposition zu stärken scheint, ein ganzes Kapitel über Nationalökonomie hin, das aussieht, als habe er nie etwas anderes getrieben?“

Die Nationalökonomie wird hier ausdrücklich als Beispiel genannt; sie rangiert also gleichwertig unter den biologischen, medizinischen, mythologischen, theologischen, archäologischen, judaistischen, ägyptologischen, musikalischen, mediävistischen, paläontologischen Fachkenntnissen, die in Thomas Manns Romane und Erzählungen eingesprengt sind – „um der lustigen Exaktheit willen“, wie er im Hinblick auf den Joseph sagt. „Wirklich“, heißt es dort, „ich [...] bin ein wenig Orientalist geworden, wie ich zur Zeit des ‚Zauberbergs‘ Mediziner war“. Diesem Tatbestand verdankt die Thomas Mann-Philologie, verdanken wir alle, soweit wir uns sekundärliterarisch mit ihm beschäftigen, den schier unerschöpflichen Reichtum des Quellengrundes, der immer wieder neue Entdeckungen ermöglicht. Auf seine Fähigkeit, aus verhältnismäßig wenig bezeichnenden Fakten den Kunstschein vollkommen glaubhafter Wirklichkeit zu erzeugen, diese Art der hochstaplerischen Wiedergabe eines nur fragmentarisch und vorübergehend angeeigneten fremden Stoffs hat der Dichter in der späten Fortsetzung des *Krull* eine glänzende Selbstparodie geliefert. Es ist die „enorme“ und „geheimnisvolle“ Begabung seines Felix, Zungenfertigkeit in Sprachen vorzutäuschen, die er gar nicht gelernt hat. Wie Krull Fremdsprachen spricht, so verwertet sein Autor fremdes Fachwissen. „Universell von Veranlagung und alle Möglichkeiten der Welt in mir hegend, brauchte ich eine fremde Sprache nicht eigentlich gelernt zu haben, um, wenn mir auch nur etwas davon angefliegen war, für kurze Zeit wenigstens, den Eindruck ihrer flüssigen Beherrschung vorzuspiegeln, und zwar unter so übertrieben echter Nachahmung des jeweiligen nationalen Sprachgebarens, daß es ans Possenhafte grenzte.“

Diese Methode schloss nun freilich nicht aus, dass Thomas Mann in seinen Vorstudien oft erheblich mehr Wissen anhäufte, als er dann zur Realisierung der Scheingenauigkeit verwendete. So hat er sich etwa eine detaillierte Kenntnis von der Zusammensetzung der von Thomas Buddenbrook hinterlassenen 650.000 Mark Kurant verschafft, wie ein Finanzzettel mit der Überschrift „Thomas“ im Zürcher Thomas-Mann-Archiv bezeugt. Im Roman werden diese und andere derartige Informationen aber nicht oder nur andeutungsweise verwendet. Der Verfasser fragt seinen Leser: „War Thomas Buddenbrook ein Geschäftsmann, ein Mann der unbefangenen Tat oder ein skrupulöser Nachdenker?“ Die Frage wird

kurz darauf wiederholt (Thomas stellt sie sich wohl auch selbst): „War er ein praktischer Mensch oder ein zärtlicher Träumer?“ Sie wird nicht mit Fakten und Daten der von ihm betriebenen Geschäfte beantwortet, über die der Autor als gewissenhafter Rechercheur sehr wohl verfügte. Manfred Eickhölter, der Verfasser eines Beitrags zu dem die ständige Ausstellung „Die ‚Buddenbrooks‘ – ein Jahrhundertroman“ im Lübecker Buddenbrookhaus begleitenden Band „Neue Blicke in ein altes Buch“ stellt fest: „Der erzählerische Aufwand, der das einbrechende Unglück in allen Facetten schildert, steht in umgekehrtem Verhältnis zum Erklärungswert der redseligen Darstellung.“ Vom unpassenden Attribut der Redseligkeit abgesehen, trifft die Beobachtung zu: Die wirtschaftlichen Gründe für den Verfall der Firma und ihres Inhabers bleiben weitgehend ungeklärt – und dies, obwohl der Roman mit einem Netz aus Angaben zum Vermögen der Buddenbrooks überzogen ist. Thomas Mann wollte eben keinen Kaufmannsroman schreiben.

Und er wollte natürlich mit *Joseph, der Ernährer* auch keinen Propagandaroman für den New Deal des Präsidenten Roosevelt vorlegen, gewissermaßen einen belletristische Variante zu seinem der mittlerweile äußerst dringlich gewordenen Forderung des Tages genügenden publizistischen Engagement. Der Schlussband der Tetralogie, ihr hellster und heiterster, war das dem Hass auf die Verderber Deutschlands und Europas abgerungene „Friedenswerk“ und „Tempeltheater“. Musik anstelle des essayistisch geschliffenen Wortes, der Leier, dem Gegenbild des Bogens, zugehörig. Joseph ist Thomas Buddenbrock noch einmal, allerdings ein ins Weltweite und Mythische erhöhter. Aus Lübeck ist Ägypten, das heißt aber auch Amerika geworden, der Steuersenator zur rechten Hand des Bürgermeisters hat sich in den ersten Minister des Pharao verwandelt. Beide sind sie ebenso zum Geschäftsmann wie zum Träumer geboren. Nur dass im einen Fall der tüchtige Herrscher und Stadtstaatspolitiker immer mehr zum Träumer wird, im anderen der Träumer sich zum höchst erfolgreichen Ernährer entwickelt. Der Verfallsgeschichte von 1901 widerspricht und entspricht die success story von 1943. Aber wie dem Verfall die Blüte einer Verfeinerung entspringt, die einem Jean und Johann Buddenbrook vorenthalten bleiben musste, so ist der Erfolg des soviel glücklicheren, Geist und Geld vereinigenden Joseph gebrochen durch die Tatsache, dass er im Zeichen des zweideutigen Mittlergottes Hermes, des Schutzgeistes der Kaufleute, steht und ihm der väterliche Segen am Ende *nicht* zuteil wird. Auch wenn Thomas Mann von der „Maske“ gesprochen hat, der Maske „eines amerikanischen Hermes und hochgewandten Boten der Klugheit, dessen New Deal sich in Josephs magischer Wirtschaftsadministration unverkennbar widerspiegelt“, so ist doch klar, dass es dem Dichter nicht auf die Widerspiegelung ankam, so wenig wie ihm daran lag, dass man in Mynheer Peeperkorn Gerhart Hauptmann, in Mai-Sachme Martin Gumpert, in Nepomuk Schneidewein seinen Enkel Frido wiedererkenne. Es ist umgekehrt: Die Wirtschaftspolitik des New Deal ist eines der Elemente, die der Realisierung der „schönen Geschichte und Gotteserfindung“ seines *Joseph* dienen.

Kehren wir aus Pharaos Reich in das Großherzogtum Klaus Heinrichs, aus Kalifornien nach Bayern zurück – Genauer nach Tölz in Oberbayern. Dort steht noch heute, das Äußere vollkommen dem ins Oberlichtgitter der Eingangstür neben den Initialen ThM eingeschriebenen Baujahr 1909 entsprechend, was der Dichter sein „Herrensitzchen“ nannte. Dieses erste eigene Haus der Mannfamilie ist das mir nächste (ich wohne nur 15 km von ihm entfernt) und naturgemäß liebste. In dem Roman „Der Wahn und die Träume“ hat der mit Recht zur ersten Garnitur der Thomas Mann-Philologie gehörende Germanist Manfred Dierks ein durchaus falsches Bild dieses sympathisch wohlproportionierten, keineswegs nach Dichterbürsten-Residenz aussehenden Landhauses gezeichnet. Bei Dierks präsentiert es sich als „dreistöckige Riesenvilla“, die ihren Besitzer zum Standesgenossen eines Heyse, Stuck, Heymel erheben soll. Ausgiebig wird eine bombastische Einweihungsfeier mit vor allem adeligen Gästen geschildert; nun war, so verfügt der Erzähler, die Erhöhungsphantasie des Knaben Thomas endlich in Erfüllung gegangen. Die Szene, die damit beginnt, dass jedem Geladenen beim Eintritt ein signiertes Exemplar von *Königliche Hoheit* in die Hand gedrückt wird, ist frei erfunden. Thomas Mann figuriert als Snob, als Emporkömmling, der den ersehnten Zugang in die obersten Gesellschaftskreise seiner reichen Heirat verdankt, als trauriges Monstrum einer auf Ruhm, Macht und Luxus erpichten Existenz. Schon ein Blick durch die Lindenallee auf das Tölzhaus widerlegt diese Karikatur. Es sollte einen ländlichen Arbeitsfrieden ermöglichen, war aber vor allem mit seinem Garten, dem Wald, in den der Garten überging, und dem nahen Badeweiher als Familienferienhaus gedacht. Die Kinder liebten es denn auch mehr als der Vater. „Unsere ganze Sommer-Kindheit dort!“ schrieb mir Monika Mann, als sie gehört hatte, dass ich in der Umgebung von Tölz lebe. „Die Lindenallee haben wir gepflanzt – sie muß also jetzt [1983] großartig sein!“

Der Schwiegersohn von Alfred Pringsheim, einem der reichsten Männer Bayerns, wollte nicht von dessen Gnaden leben. *Königliche Hoheit* stand im Sommer 1908, als man bereits in Tölz, in einer gemieteten Villa, Ferien machte, vor dem Abschluß, das zu erwartende Honorar sollte den Landsitz finanzieren. Die Töchter des 1904 verstorbenen Schriftstellers Hans Ritter von Hopfen boten das Grundstück oberhalb des Ortes zu einem sehr günstigen Kaufpreis an. Thomas Mann bat Fischer um einen Voranschuss von 3000 Mark, worauf dieser antwortete, es handle sich offenbar um eine Verschreibung, es seien doch wohl 30.000 Mark gemeint. Katia, die das in ihren *Ungeschriebenen Memoiren* erzählt, findet, die Anekdote charakterisiere neben der Großzügigkeit des Verlegers die Bescheidenheit Thomas Manns. Nun, vielleicht weniger die Bescheidenheit als eine gewisse finanzielle Unbedarftheit, wenn es nicht um Literatur, sondern um die privaten Lebensangelegenheiten ging.

Was die Bescheidenheit nicht ausschließt. Hermann Kestens berühmtes Wort vom „hartnäckigen Villenbesitzer“ scheint gegen sie zu sprechen. Aber es ist nicht

im abschätzigen Sinn eines unter allen Umständen, auch denen des Exils, auf üppigen Lebensstil Versessenen gemeint. Die „Villa“ ist genau der Zuschnitt an Häuslichkeit, die Thomas Mann nötig hatte, um einerseits seiner Familie einen uneingeschränkten Lebensraum zu bieten und andererseits seiner Arbeit unbeengt nachzugehen. Für Unnötiges, Überflüssiges gab es nur geringen Spielraum. Als das Haus im Münchner Herzogpark, die berühmte „Poschi“, zu Beginn des Jahres 1914 bezugsfertig war, wollte Thomas Mann das Tölzer Haus bereits wieder verkaufen. Denn der neue Besitz vereinigte auf ideale Weise städtisches und ländliches Wohnen – davon abgesehen, dass der Unterhalt von zwei Häusern zu kostspielig war. Auf die Anzeige in der Inseratenbeilage der *Neuen Rundschau* vom Juli 1914 meldeten sich aber offenbar keine Interessenten. Der nahe Krieg lag in der Luft, und erst drei Jahre später fand die Villa in Willy Wiegand, dem Verleger der Bremer Presse, einen Käufer. Thomas und Katia hatten mit 80.000 Mark gerechnet, aber Wiegand zahlte nur 65.000 Mark. Nach Abzug der Hypothek von 12.000 Mark blieben also noch 53.000 Mark übrig. Der Verfasser der *Betrachtungen eines Unpolitischen* investierte den größten Teil dieser Summe in eine Kriegsanleihe – zu einem Zeitpunkt, als der Verlust des Geldes eigentlich schon abzusehen war. Die nationale Gesinnung forderte ihren Preis.

Dafür, dass Thomas Mann dem dahingeschwundenen Mammon sonderlich nachgetrauert hätte, gibt es keinen Anhaltspunkt. Und bald war das Geld ohnehin nichts mehr wert. Die Bewohner des auf dem stattlichen Grundstück an der Ecke der damaligen Föhringer Allee und der Poschingerstraße gelegenen Hauses mit seinem Hochparterre-Erdgeschoß, einem Ober- und einem Dachgeschoß betrachteten sich zu Inflationszeiten laut *Unordnung und frühes Leid* als „Villenproletarier“. Das in der Novelle getreu wiedergegebene „Vorstadthaus“ ist „elegant und bequem, wenn auch etwas verwahrlost [...]. Aber es ist der Lebensrahmen des höheren Mittelstandes von ehemals, worin man nun lebt, wie es nicht mehr dazu paßt, das heißt ärmlich und schwierig, in abgetragenen und gewendeten Kleidern“. Die Familie hält an dem durch die Zeitergebnisse Überholten fest, neunzehn Jahre lang – bis zur erzwungenen Trennung. Ob das Verarmtsein der Bewohner wirklich so total war, wie Erika Mann behauptet, sei dahingestellt. Jedenfalls erholte man sich wieder – spätestens dank des *Zauberbergs* von 1924. Und fünf Jahre später brachte der Nobelpreis 200000 Reichsmark ein. Die Hälfte davon wurde in der Schweiz angelegt, und in Nidden entstand ein neues Ferienhaus, das einerseits eine späte Tölz-Nachfolge, andererseits ein Gegen-Tölz darstellte: keine Villa mehr, sondern nur ein Häuschen, und statt der Gebirgslandschaft das – von Thomas Mann „aus tiefen Gründen“ geliebte Meer.

Den Verlust der „Poschi“ buchte der von den Nazis vertriebene Besitzer als existenzielle Katastrophe – zumindest an dunklen Tagen der ersten Exiljahre. „Die innere Ablehnung des Märtyrertums“, notiert er an einem solchen Datum der Niedergeschlagenheit, „die Empfindung seiner persönlichen Unzukömmlichkeit

kehrt immer wieder, erneuert sich gerade jetzt und wurde bestätigt und verstärkt durch [Ferdinand] Lions Wiedergabe einer Äußerung G. Benns von früher: ‚Kennen Sie Thomas Manns Haus in München? Es hat wirklich etwas Goethisches.‘ Daß ich aus dieser Existenz hinausgedrängt worden, ist ein schwerer Stil- und Schicksalsfehler meines Lebens, mit dem ich, wie es scheint, umsonst fertig zu werden suche, und die Unmöglichkeit seiner Berichtigung und Wiederherstellung, die sich immer wieder aufdrängt, das Ergebnis jeder Prüfung ist, frißt mir am Herzen.“

Aber solche Anfechtungen gingen vorüber, die *Hartnäckigkeit* des Villenbewohners war stärker. Schon der dreimonatige Sommeraufenthalt 1933 in der Villa „La Tranquille“ in Sanary sur Mer hatte dem Herzasthma des Exils wenn nicht Heilung, so doch Linderung verschafft. Dann die Übersiedelung in den Glücksfall Schiedhaldenstraße 33 in Küsnacht. Das elegante Haus gebe ihm, heißt es unter dem 11. Oktober 1933, den Eindruck, „daß der Charakter meines Lebens sich eigentlich nicht geändert hat“. War er, wie er am 21. Oktober glaubte, „mit den Ereignissen im Einverständnis“? Nun, es gab Rückschläge: „Das Eßzimmer beengt mich und verdirbt mir die Mahlzeiten.“ Aber am Ende des Monats trafen die aus dem Münchner Haus unter den Augen der verblüfften, dann zunehmend verärgerten amerikanischen Mieterin Henriette Taylor und ihrer vier Töchter herausgeschmuggelten Möbel und Gegenstände ein, und Thomas Mann konnte wieder an seinem gewohnten Schreibtisch sitzen, umgeben von den vertrauten Bildern und Utensilien. Sogar der kleine Abreiß-Kalender war dabei – er war am 11. Februar stehen geblieben.

Die Freude über die weitgehende Wiederherstellung der bürgerlichen Rahmenbedingungen seines abenteuerlichen Künstlertums wurde zunächst noch getrübt durch die Einsicht in die Unwiderruflichkeit der Verstoßung aus dem Zuhause, das diese Dinge repräsentierten. Es dauerte ein halbes Jahrzehnt, bis der seinen vierten Amerika-Aufenthalt absolvierende, schon zur Aufgabe Europas entschlossene Dichter im kalifornischen Beverly Hills im April 1938 schreiben konnte: „Die Stätte meines gegenwärtigen Bleibens und Schreibens scheint excentrisch. Ein Himmel überhellen Lichtes, unter dem Palmenfächer schaukeln, strahlt durch die Jalousien herein; Orangenbäume duften, [...] und malaiische Diener, Philippinos, räumen den Frühstückstisch ab im Nebenzimmer [...]. Aber ich fühle wenig Neigung, dem Unvermuteten, der Ausgefallenheit meiner Situation nachzuhängen, meine Phantasie davon erregen zu lassen. Es ist ja wie immer. Ein Tisch ist da, ein Sessel mit Lampe zum Lesen, eine Bücherreihe auf der Konsole, - und ich bin allein. Was verschlägt es, daß ich ‚weit weg‘ bin? Weit weg wovon? Etwa von mir? Unser Zentrum ist in uns. Ich habe die Flüchtigkeit äußerer Seßhaftigkeit erfahren. Wo wir sind, sind wir ‚bei uns‘. Was ist Heimatlosigkeit? In den Arbeiten, die ich mit mir führe, ist meine Heimat. Vertieft in sie, erfahre ich alle Traulichkeit des Zuhauseeseins.“ Was für ein schöner Text. Hier und jetzt war sein Verfasser in der Fremde zu Hause angekommen. Den Schock der Vertreibung und Enteig-

nung hatte er überwunden. Das künftige Arbeitszimmer im bungalowartigen Haus in Pacific Palisades, dem vierten in eigener Regie erbauten, wird ihm das liebste sein.

Die „Hartnäckigkeit“ liegt also in der Treue zum eigenen kreativen Tun, das das Ich, aus dem ein Thomas Mann nicht vertrieben werden kann, konstituiert. Es bedarf allerdings der Voraussetzung bestimmter Lebensumstände, die sich im Begriff der „Villa“, die nicht ortsgebunden ist, zusammenfassen lassen. „Wer es schwer hat, soll es auch gut haben.“ Dreimal liest man die Maxime in *Joseph, der Ernährer* im Hinblick auf Pharaos hohen Beruf.

Er hat es schwer, aber auch gut, „und so ist's königlich“. „Denn es nur gut zu haben, ist ein Ekel; aber es nur schwer zu haben, ist auch nicht das Rechte.“

Mit einem Leben auf großem Fuße hat das nichts zu tun. Thomas Mann legte auf Komfort und Behaglichkeit Wert – im Zusammenhang mit der Schwere seiner Aufgabe. Prunksucht war ihm völlig fremd. „Ich fürchte mich nicht vor dem Reichthum. Ich habe niemals aus Hunger gearbeitet, habe mir schon in den letzten Jahren nichts abgehen lassen und habe schon jetzt mehr Geld, als ich im Augenblick zu verwenden weiß. Auch ist alles Vergängliche mir nur ein Gleichnis. Ob ich meine Füße des Abends an einem Petroleumofen oder an einem Marmor-Kamin wärme, kommt für den Grad meines Behagens nicht in Betracht“, schrieb er in dem Brief, in dem er seinem Bruder Heinrich von der reichen Katia Pringsheim vorschwärmt. Die häufig wechselnden Junggesellenwohnungen in München-Schwabing waren denkbar einfach, ganz auf der Linie des Petroleumofens; mit dem Ruhm, der Heirat, den Kindern nahmen die Ansprüche selbstverständlich zu. Es blieb jedoch beim „Lebensrahmen des höheren Mittelstandes“. Als sich erwies, dass die alten, aus Kalifornien zurücktransportierten Bücherschränke („unsere würdigste Habe“) im 1952 gemieteten Haus in Zürich-Erlenbach nicht zu stellen waren, weil die Zimmer nicht, wie der Architekt versichert hatte, 3 m, sondern nur etwas über 2½ m hoch waren, fühlte er sich freilich tief unglücklich; er haßte „mesquine“ Verhältnisse.

Der Monatswechsel, den die väterliche Erbschaft abwarf, hatte gerade ausge-reicht, den jungen Mann finanziell unabhängig zu machen. Als Otto Grautoff den dreiundzwanzigjährigen Freund bittet, ihm zweitausend Mark vorzuschießen, klärt dieser ihn über seine pekuniären Verhältnisse folgendermaßen auf: „Es scheint, daß Du Dich über die Machtbefugnis, die mir über mein Vermögen zusteht, schönen aber unwirklichen Vorstellungen hingibst. Die Hinterlassenschaft meines Vaters wird zu Lübeck von [...] Herrn Krafft Tesdorpf ‚verwaltet‘ – insofern sie nämlich nicht durch die Tölpelhaftigkeit eben desselben Herrn [...] zum Teufel gegangen ist. Herr Tesdorpf schickt meiner Mutter vierteljährlich die Zinsen, und diese giebt uns unseren Anteil davon. Vom Kapital aber darf unter keinen Umständen ein Pfennig entfernt werden, behauptet Herr Tesdorpf, obgleich ein solcher Paragraph des Testamentes jedem normal konstruirten

Menschenauge entgeht.“ Tatsächlich hatte der Senator in einem zweiten Testament kurz vor seinem Tode seine Frau praktisch enterbt. Während sie in dem – nun aufgehobenen – Testament von 1879 im „ungestörten Besitz und Genuß meines gesamten Vermögens bis an ihr Lebensende verbleiben“ sollte, wurde sie jetzt unter Kuratel gestellt und durfte nur noch in den Genuß der Zinserträge ihres Besitzes kommen. Thomas musste also sorgfältig haushalten, wenn er nicht in finanzielle Schwierigkeiten geraten wollte. Nicht immer gelang es: Viktor Mann erzählt von den Briefen der Brüder aus Rom an die Mama, die oft in die humoristische Schilderung ihrer Geldnot und „einen kleinen Pump“ mündeten. Und einmal kam ein im Telegrammstil abgefaßter, auf ein königlich italienisches Telegrammformular geschriebener Brief mit der Hiobsbotschaft: „gräßlich auf den hinterkopf geschlagen / sendet umgehend tausend / h und t“.

Nie habe er seine Themen mit dem Blick auf den kommerziellen Erfolg gewählt; so Golo über den Vater. Dem „Tintenkulitum“ des ehemaligen Klassenkameraden Ludwig Ewers, schreibt Thomas an Grautoff, sei es unvorstellbar, dass es Schriftsteller gebe, „denen der Gedanke an Bezahlung bei der Arbeit garnicht kommt“. Als sekundäres Motiv spielte der Gedanke gelegentlich doch eine Rolle. „Erscheint W[alter] W[eiler] im Pan, so bedeutet das für mich eine schwere Menge Geld...“, heißt es Ende Mai 1895 in einem Brief an den Jugendfreund, und die 1000 Dollar, die Thomas Mann im November 1942 von dem Literatur-Agenten Armin L. Robinson für seinen Beitrag zu *The Ten Commandments* forderte, waren ja auch eine ganz schöne Menge Geld. Als der Autor ein Jahr später in der Pacific Press einen Liebhaberdruck und bei Bermann Fischer eine Einzelausgabe dieses Beitrags herausbrachte (*Das Gesetz*), kam es zu einem langjährigen verwickelten Rechtsstreit.

Thomas Mann war in finanziellen Dingen nicht ahnungslos. Seine Einstellung zum Geld war aber, glaube ich, schon in frühen Jahren durch die Erfahrung geprägt, ganz könne es nie ausgehen; es sei ja da immer noch eine Mutter, die im Notfall einspringen würde. (Die hieß dann Jahrzehnte später zum Beispiel Agnes E. Meyer). Einschlägige Sorgen delegierte er an Katia. Es war nicht so, dass es nie einen Grund gegeben hätte, sie sich zu machen. Erika Mann berichtet, dass der Hausbau in Pacific Palisades nur mit geliehenem Geld möglich war. „T.M, der es haßte, Schulden zu haben, baute von gepumptem Geld – ein ‚federal loan‘, Vorschüsse auf seine Arbeit und freundliche Leihgaben ermöglichten das Unterfangen.“ Überaus großzügig alimentierte er gleichwohl auch in mageren Jahren seine Kinder und unterstützte die exilierten Schriftstellerkollegen nicht nur mittelbar durch sein Engagement, sondern auch unmittelbar durch Geldspenden.

Er hatte, sagt die sympathische Hilde Kahn, Thomas Manns Sekretärin zwischen 1943 und 1952, unter den Emigranten „den Rang des Kaisers. Er war absolut der Oberste, der Höchste, der Bedeutendste.“ Vor allem sorgte er – und zwar aufs nobelste – für seinen Bruder Heinrich. Wie lang lag der unschöne Brief vom 17. Februar 1912 zurück, in der Thomas den Säumigen „ernstlich und dringend“

bittet, auf die „Rückerstattung des Geldes, das Du unserem viel in Anspruch genommenen Haushalt schuldest, etwas mehr, als bisher, Bedacht zu nehmen“. Es handelte sich, soweit ersichtlich, um zwei Jahre vorher überlassene zweitausend Mark, die er ihm damals förmlich aufgedrängt hatte: Heinrich möge „an den wirtschaftlichen Früchten von ‚K[önigliche] H[öheit]‘ doch unbedenklich ein bisschen“ teilnehmen. Jetzt: „Du bist allein, Du hast keine vier Kinder, keine vier Dienstboten, kein Landhaus, keine 5000 Mark-Wohnung in der Stadt; und bei einigem guten Willen hätte es Dir ein Leichtes sein müssen, durch monatliche oder vierteljährliche Ratenzahlungen, wie ich es Dir vorschlug, Deine Schuld bis heute größten Teils zu tilgen.“ Der gereizte Ton hatte wohl tieferliegende Gründe als die momentane finanzielle Situation. In seinem Beitrag über das Mäzenatentum Thomas Manns in einem Sammelband hat Klaus Schröter ein eindrucksvolles Bild von der Generosität des Dichters gezeichnet.

Ich müsste jetzt noch auf späte kapitalismus-kritische Äußerungen des Dichters eingehen, die immer im Zeichen des Kalten Krieges, der von Thomas Mann leidenschaftlich gewünschten Synthese von westlichen und östlichen Wirtschaftsformen, von Sozialismus und Liberalismus standen. Das frühe Bekenntnis zum Kapitalismus in der Antwort auf eine Rundfrage der *Vossischen Zeitung* von 1921 kann man sich schon wenige Jahre später nicht mehr recht denken. Ich will aber, um nicht im allzu Vordergründigen stecken zu bleiben, abschließend lieber kurz die Frage erörtern, wo in dem aus Antithesen gefügten Denkgebäude Thomas Manns Geld und Besitz ihren Platz und ihre Einschätzung haben. Zahlreiche Äußerungen des Autors belegen, dass er den Gegensatz von Geist und Kunst, an dem er sich zwischen 1908 und 1912 essayistisch versuchte, ohne zu einem Abschluß zu gelangen, nicht als ein über den aus diesem Begriffspaar entwickelten Gegensätzen stehender Analytiker bedenkt, dass er vielmehr subjektiv urteilt als einer, der seinen eigenen Ort in ihrem Spannungsfeld teilweise schon bezogen hat, teilweise erst zu bestimmen sucht. Es ist klar, dass Geld und Besitz nicht auf die Seite des Geistes, sondern auf die der Kunst gehören. Die Wertung fällt schon früh, im München der späten Prinzregentenzeit, relativ antimünchenerisch zugunsten der Geist-Seite aus und wird bestätigt durch mehrere Bekundungen des *Fiorenza-Dichters*, der entschieden die Partei des asketischen Savonarola nimmt und versichert, Lorenzo nur aus dem Streben nach dichterischer Gerechtigkeit mit gewinnenden Zügen ausgestattet zu haben. Und selbst dieser kommt in seiner schwächsten Stunde zur Erkenntnis: „Man sollte nicht besitzen. Sehnsucht ist Riesenkraft; doch der Besitz entmannt!“ Es war eine Sache einer wirklichkeitsreinen Jugend, den Geist gegen das Geld auszuspielen. Der Ruhm, die Heirat, die Familie, die Vaterschaft waren Stationen auf dem Weg eines Wirklichwerdens, das Verrat zu sein schien an der ursprünglichen klaren Scheidung des Immateriellen vom Materiellen. Die Liebesheirat war zugleich eine Geldheirat. Der Roman *Königliche Hoheit*, und nicht nur er, ringt um die Synthese.